

Was tun mit den maroden Bauten der sechziger und siebziger Jahre? In Darmstadt, Zürich und München wird umstrukturiert, überformt und wieder aufgebaut. Und die Immobilienbranche entdeckt, dass man mit dem bislang verschmähten Bürobestand viel Geld verdienen kann.

## Facelifting

Umbau des Hessischen Staatstheaters in Darmstadt:  
Lederer + Ragnarsdóttir + Oei, Stuttgart  
Kritik: Doris Kleilein Fotos: Roland Halbe

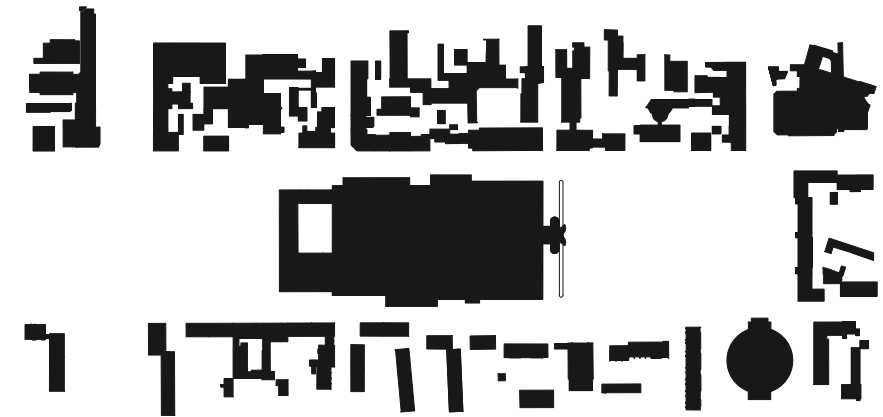
Das Eingangsbauwerk, ein geschwungener Balkon zur Stadt. Von dort fällt der Blick weit über den Georg-Büchner-Platz, ein leicht ansteigendes Konglomerat aus überwucherten Waschbetonkarrees, ungepfligten Hecken, Bäumen, Rasen und den Zugängen zu der darunter liegenden Tiefgarage. Erst jüngst hat das Gartenbauamt einen grellen Teppich aus Vergissmeinnicht und Stiefmütterchen gepflanzt. Hinter dem Eingangsbauwerk erstreckt sich das Gebäude, das es erschließen soll: die horizontal geschichtete Megastruktur des Hessischen Staatstheaters, ein selbstgenügsamer, bildloser Bau des Funktionalismus der späten Sechziger, 100 Meter breit und 240 Meter lang. Unweigerlich stellt sich die Frage, was die beiden eigentlich miteinander zu tun haben: die Kurmuschel, eine biedere Behaglichkeit à la fünfziger Jahre ausstrahlend, und der Koloss. Findet hier eine Auseinandersetzung mit den Formen und Ideen der Sixties statt, oder dient der Bestand nur als Hintergrund für die Selbstinszenierung der Architekten?

Nach sieben Jahren Planungs- und Bauzeit ist die Sanierung des Hessischen Staatstheaters offiziell abgeschlossen, das Budget ist ausgeschöpft. Die Architekten des Umbaus, Arno Lederer, Jónunn Ragnarsdóttir und Marc Oei, sind trotzdem



Knapp vier Fußballfelder groß ist der rechteckige Grundriss des Staatstheaters. Das neue Eingangsgebäude mit seinen beiden Treppenhäusern ist aus weiß gefärbtem Beton, der Balkon erweitert die Dachterrasse des Bestands.

Schwarzplan im Maßstab 1:5000





Vor dem Balkon des Eingangs-  
bauwerkes liegt der Georg-  
Büchner-Platz; rechts die Ro-  
tunde der St.-Ludwigs-Kirche.

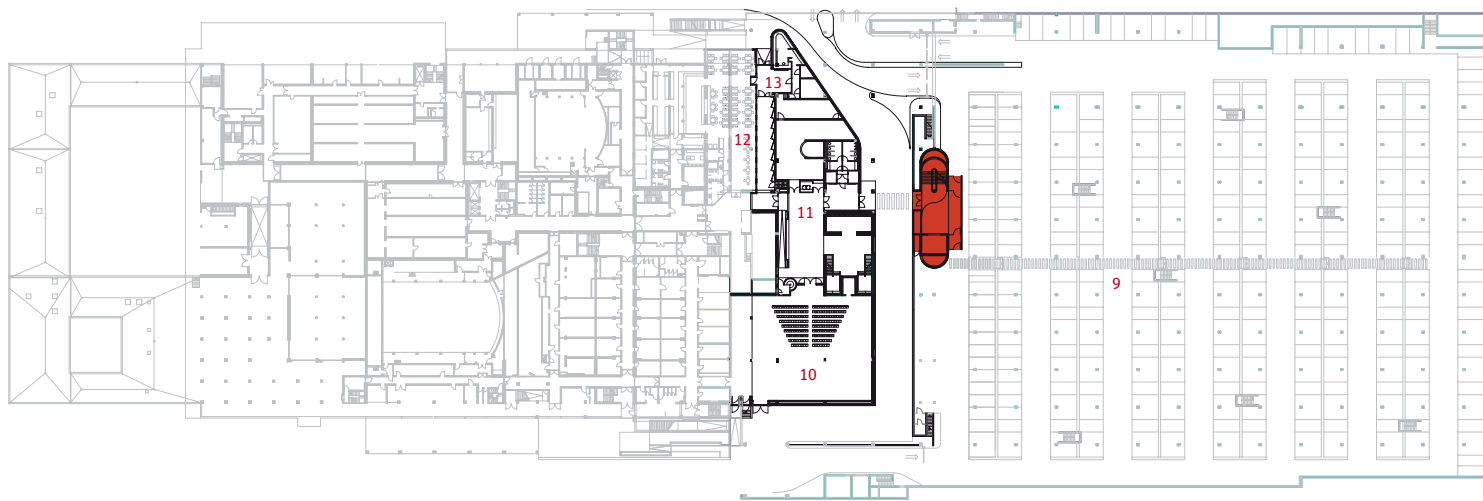
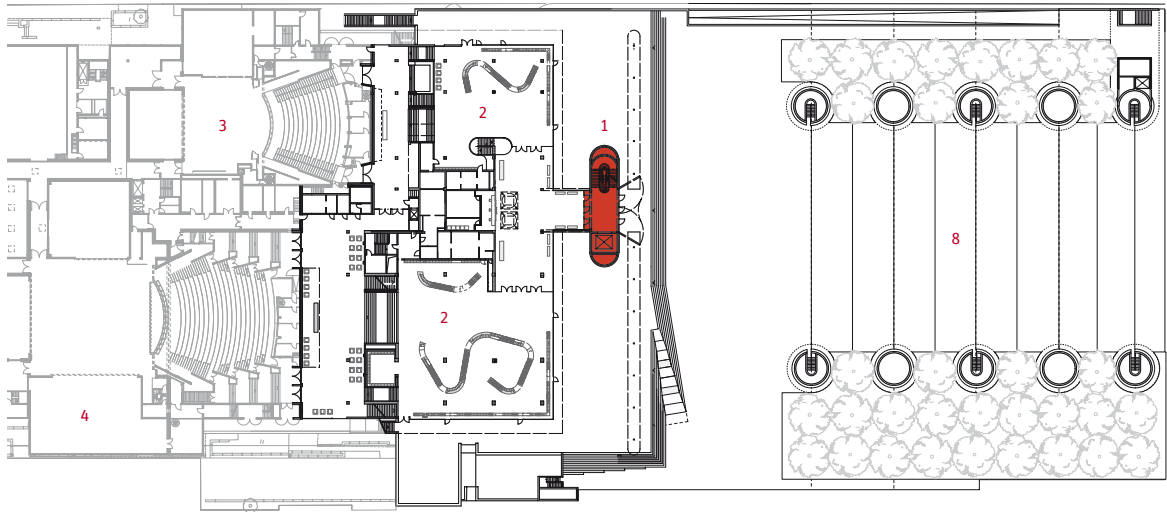
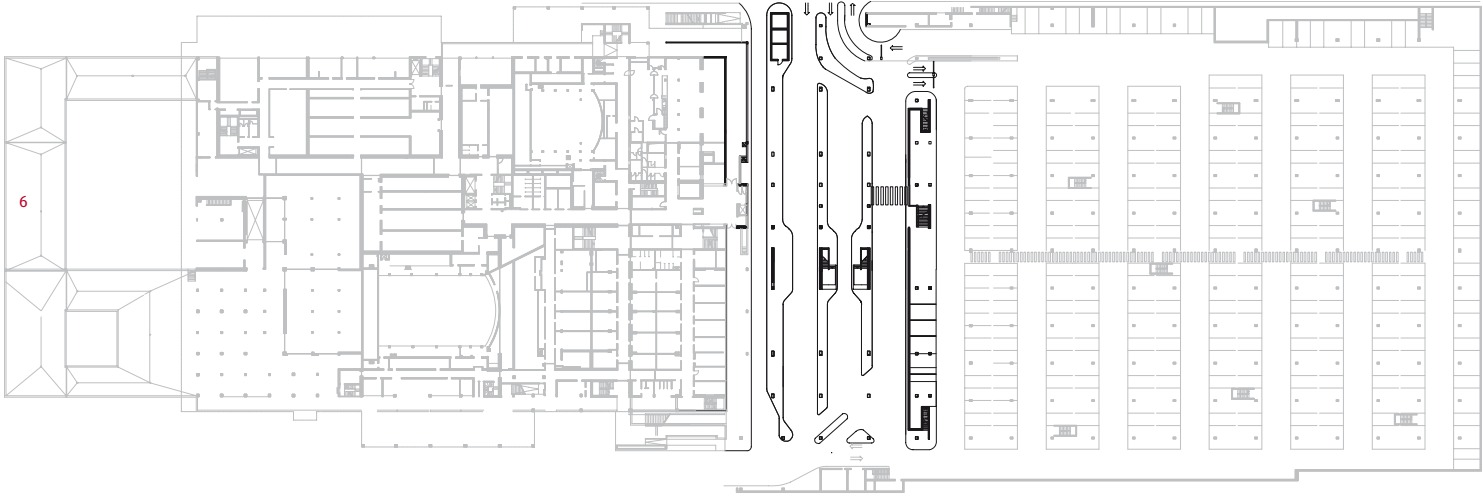
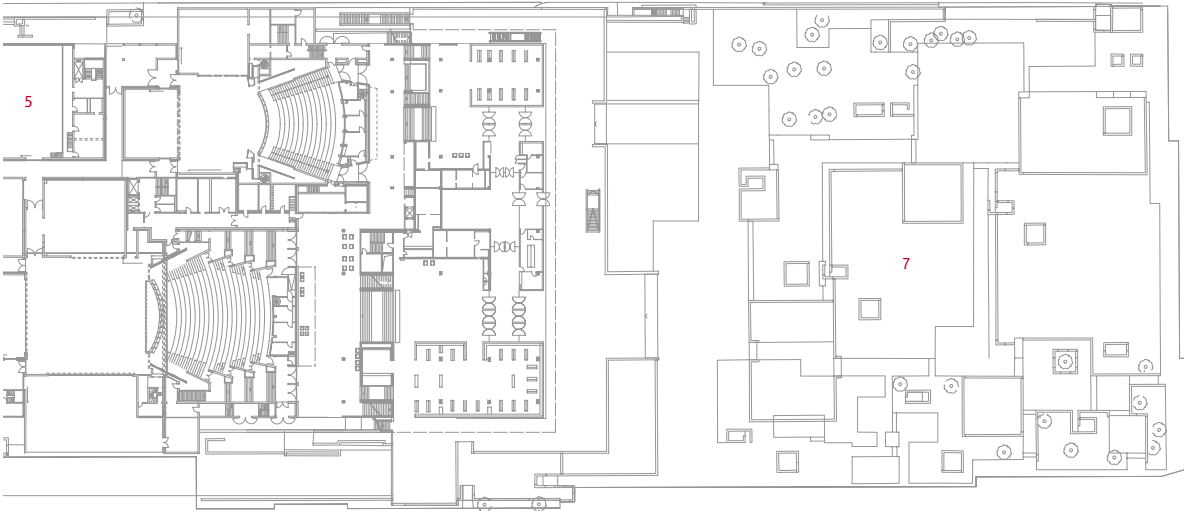


Das offene Foyer des Wett-  
bewerbsmodells von Rudolf  
Prange aus dem Jahr 1963  
wurde im Laufe der fast zehn-  
jährigen Planungszeit einge-  
spart; die Tiefgarage geriet

zum Haupteingang. Jetzt ist  
das Foyer erstmals raumhoch  
verglast. Die beiden rechten  
Fotos zeigen den Zugang vom  
Platz vor und nach der Sanie-  
rung.

- 1 Eingangsbauwerk
- 2 Foyer mit neuen Garderoben
- 3 Kleines Haus
- 4 Großes Haus
- 5 Bühnenwerkstätten
- 6 Verwaltung
- 7 Georg-Büchner-Platz
- 8 Vorschlag Neugestaltung des Platzes
- 9 Tiefgarage
- 10 Probebühne
- 11 Foyer Probebühne
- 12 Kantine
- 13 Pförtnerloge

Grundrisse EG und UG vor  
(oben) und nach dem Umbau  
im Maßstab 1:1500







nicht fertig. Es fehlt ihnen eine letzte, strategisch wichtige Maßnahme: Sie möchten den Georg-Büchner-Platz freiräumen, eine von Lichtpilzen gerahmte Schneise ins Grün schlagen. Arno Lederers Begeisterung für die Architektur der sechziger Jahre stößt hier empfindlich auf sein Bedürfnis, klassischen Städtebau zu betreiben: Er sieht sehr wohl den verwaschenen Charme der Anlage, doch noch deutlicher sieht er die Achse zwischen Darmstädter Schloss und St. Ludwigs-Kirche, auf der wiederum der Obelisk steht, welcher schräg über den Platz in Beziehung zum Eingangsbauwerk wahrgenommen werden könnte. Ein Konflikt, der die Sanierung durchzieht; ein ungeachtet mancher Ungereimtheiten produktiver Konflikt: Repräsentation vs. Funktion, Feierlichkeit vs. Nüchternheit, Kontext vs. Autonomie. Wahrscheinlich hätte dem Theater nichts Besseres zustoßen können als die Zwangsheirat mit einer Handvoll Architekten, die ihm die Autohörigkeit und den Autismus ohne Sentimentalität auszutreiben versuchen.

Rudolf Prange, nach dessen Plänen das Theater 1968-72 als Ersatz für die im Krieg zerstörten Darmstädter Bühnen erbaut wurde, interessierten weder große Gesten noch Sichtachsen. Für ihn war das Theater ein Zweckbau, die Abläufe durchdacht wie die einer Fabrik. Sein „Drive-In-Theater“ hatte bereits 1963 den Wettbewerb gewonnen: Nicht nur die Darmstädter, auch das Umland sollte mit Kultur versorgt werden. So erschien es nur angemessen, dass die Tiefgarage mit einer vierspurigen Zufahrt und einer Busspur ausgestattet wurde. Wer kam auch zu Fuß ins Theater? Öffentliche Gelder und Platz gab es zudem genug, so dass Prange die perfekte Theatermaschine austüftelte: Die Werkstätten und Kulissenmagazine mit

ihren 8,50 Meter hohen Türen, die ebenerdig hinter den Bühnen liegen, sind bis heute einzigartig in Europa. „Ein Haus, in dem man Theater spielen kann; und nicht nur dies: Man kann in ihm spazieren gehen“, so war 1973 in der Bauwelt zu lesen. Die Bemerkung mit dem Spaziergehen war durchaus als Lob gemeint: Die ungeheure Größe des umbauten Raums, etwa 230.000 Kubikmeter, wurde von Architekt und Kritiker gleichermaßen als utopischer Pluspunkt verstanden, als ein Angebot an die Einwohner der Stadt: „Die Foyerräume fordern zu Aktivitäten auf, die sich eines Tages einstellen werden.“

„Bunker“, so nannten die Darmstädter das Theater, das mitten in ein kleinteiliges Wohngebiet am Rand der Innenstadt gesetzt wurde. Trotz seiner Größe nahezu unbeachtet, funktionierte das Theater dreißig Jahre vor sich hin. Bis Ende der Neunziger der unterlassene Bauunterhalt, die marode Bühnentechnik und die miese Energiebilanz die Kiste alt aussehen ließen. Der Abriss kam nicht in Frage, eine derart großzügige Anlage würde keine Staatskasse mehr finanzieren.

Lederer + Ragnarsdóttir + Oei, die nach dem Auswahlverfahren 1999 mit der Sanierung des Theaters beauftragt wurden, waren schon beim ersten Besuch eingenommen vom verblichenen Charme des Funktionalismus. „Im Sinne des Hauses weiterbauen“, eine andere Haltung kam nicht in Frage. Anfangs hatte das Land Hessen große Pläne – die Erweiterung nach „hinten“ mit Ballettschule und Probebühne –, doch dann wurde die Bausumme halbiert auf 70 Millionen Euro. Zog man die Ausgaben für die Bühnentechnik (40 Prozent), für Brandschutztüren, Dach- und Betonsanierung und andere Notwendigkeiten ab, blieben acht Prozent für die Architektur.

**Architekten**

Arno Lederer, Jörunn Ragnarsdóttir, Marc Oei, Stuttgart

**Mitarbeiter**

Thilo Holzer, Björn Barckmeyer, Ulrike Hautau, Tania Ost, Matthias Schneider, Markus Schwarzbach, Andrea Stahl, Michael Müller, Katrin Merk, Wolfram Sponer

**Projektmanagement**

DU-Diederichs, Wuppertal

**Tragwerksplanung**

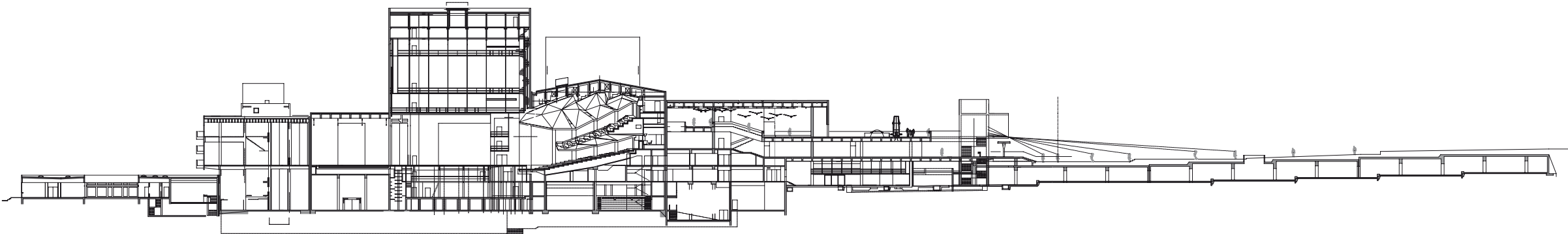
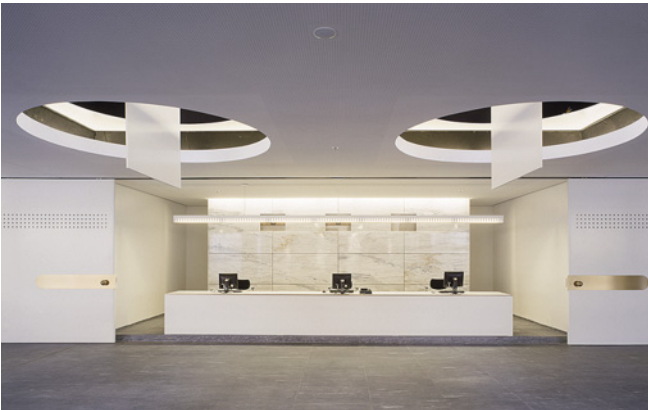
Pfeiffer und Partner, Darmstadt

**Bauherr**

Hessisches Baumanagement, Darmstadt

Licht- und Akustiksegel prägen die oberen Foyerebenen und lassen die schwarz gestrichene Technikdecke in den Hintergrund treten. Tageslicht fällt von oben in das Treppenhaus aus weiß gefärbtem Beton und durch die als Schornsteine ausgebildeten runden Entrauchungsöffnungen vor der Tageskasse.

Schnitt durch das Große Haus im Maßstab 1:1000







Minimale Gestaltungsmittel wie Farbe und Kunstlicht frischen den Zugang von der Tiefgarage ins Foyer auf.

Mit viel Geduld haben sich die Architekten durch das labyrinthische Gebäude gearbeitet, „von der Brandschutzklappe zum Städtebau“. Da der Bau mit seinen 40.000 m<sup>2</sup> Fläche als Ganzes kaum beherrschbar war, wurde improvisiert: Die losen Marmorplatten der Fassade etwa fanden aufpoliert ihren Platz an der Wand hinter der Kasse; die Lücken, die sie an der Außenfassade hinterließen, wurden nicht kaschiert, sondern durch Messingplatten ersetzt, in der Hoffnung, dass die „Goldzähne“ im weichen Gebiss Land und Stadt eines Tages von der Notwendigkeit weiterer Zuschüsse überzeugen würden.

Am deutlichsten wird diese offene Strategie dort, wo der neue Erfindungsreichtum auf das alte Raumangebot trifft: Die beiden wichtigsten architektonischen Ergänzungen, das Eingangsbauwerk und der Rückbau der Tiefgarage, sind so entstanden. Als die Intendanz für die Zeit der Sanierung ein Theaterprovisorium im Zelt errichten wollte, hakten die Architekten nach: Warum nicht die überdimensionierte Zufahrt zur Tiefgarage nutzen und im Halbdunkel eine Bühne samt Bar einbauen? Aus dieser Idee entwickelte sich ein Bündel neuer Programme, untergebracht in einem Körper aus Glasbausteinen: Die Pförtnerloge, der Mitarbeiterzugang, Lagerräume und die vergrößerte Kantine kamen zu der neuen Spielstätte dazu, die

sich zudem als Experimentalbühne etabliert hat und jüngeres Publikum ins Theater holte. Mit der Reduzierung der vier Fahrspuren auf eine musste auch der ehemalige Haupteingang verlegt werden. So kam es zu dem Eingangsgebäude mit Aufzug, Treppenhaus und Portal, das, ein Stück vor das Theater gesetzt, die Ebenen des Hauses barrierefrei verbindet und mit großer Geste auf das Neue verweist.

Was die Formensprache der hinzugefügten Elemente angeht, so können, wie Arno Lederer zugesteht, die „postmodernen Erbanlagen“ nicht verleugnet werden. Das bislang ornamentlose Theater wird durch das Eingangsgebäude und im Foyer um eine beinahe biedere Festlichkeit in Weiß, Messinggold und Pastell und um eine naive Bildhaftigkeit ergänzt, die Einbauten in der Tiefgarage mit den Glasbausteinen und dem theatralischen Schwarz-Rot erinnern wiederum an die pathetischen achtziger Jahre. Die Maßnahmen überzeugen allerdings strukturell so sehr, dass die Architektursprache zur Nebensache wird. Das sanierte Haus öffnet sich zum Platz, es öffnet sich zur Straße, und zugleich bleibt, auch ein wenig unfreiwillig, viel von seinem brachialen Charakter erhalten. Der Koloss, so scheint es, wurde hier und dort ein bisschen gekitzelt und erwacht freundlich blinzeln.



Das Theaterprovisorium und die Pförtnerloge leuchten aus der Tiefe der Garage heraus. Vorher lag hier die vierspurige Einfahrt.

